

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Das erste Buch

Schriftsteller über
ihr literarisches Debüt
Herausgegeben
von Renatus Deckert



Deckert, Renatus
Das erste Buch

Schriftsteller über ihr literarisches Debüt
Herausgegeben und mit einem Vorwort von Renatus Deckert

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3864
978-3-518-45864-8

suhrkamp taschenbuch 3864

Das erste Buch eines Autors ist sein Entrée in die Welt der Literatur. Mit jedem folgenden Buch entfernt er sich weiter von diesem Anfang. Welche Gedanken und Empfindungen aber bewegen einen Autor beim Blick auf sein Debüt, wenn dessen Erscheinen 20, 30 oder sogar 50 Jahre zurückliegt? An über einhundert deutschsprachige Autoren ging die Bitte, ihr erstes Buch noch einmal zur Hand zu nehmen und aufzuschreiben, was ihnen bei der erneuten Lektüre durch den Kopf geht. Über neunzig von ihnen sind der Bitte gefolgt, unter ihnen Günter Grass, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, Peter Rühmkorf, Ilse Aichinger, Walter Kempowski, Alexander Kluge, Robert Gernhardt, Elfriede Jelinek, Adolf Muschg, Durs Grünbein und Ingo Schulze. Sie schildern die Wiederbegegnung mit ihrem Erstling aus dem Abstand der Jahre, erinnern sich an ihre Schreibanfänge und erzählen von dem Moment, als sie den Schritt in die Öffentlichkeit wagten. Entstanden ist ein fesselndes Panorama der deutschsprachigen Literatur in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts – eine *andere* Literaturgeschichte: erzählt von den Autoren selbst, anhand ihrer ersten Bücher.

Der Herausgeber: Renatus Deckert, geboren 1977 in Dresden, lebt als Essayist, Lyriker und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *Lose Blätter* in Berlin. Im Insel Verlag gab er 2005 den Band *Die wüste Stadt. Sieben Dichter über Dresden* heraus (insel taschenbuch 3149).

Das erste Buch

Schriftsteller über ihr literarisches Debüt

Herausgegeben von

Renatus Deckert

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3864
Erste Auflage 2007

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007
Zu abweichenden Angaben siehe die Nachweise
am Schluß des Bandes
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-45864-8

1 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Das erste Buch

Vorwort

In seinem Journal »Die Innenseite des Mantels« erinnert sich Paul Nizon an die Zeit, als er seine ersten Texte zu Papier brachte. Zuerst schrieb er nur für sich und die Schublade; der Gedanke an ein eigenes Buch lag ihm fern. Bald jedoch begann dieser ihn zu verfolgen: »Der junge Schriftsteller, der Debütant, möchte nur eines: gedruckt werden. Mit dem gedruckten Buch wird er erst Schriftsteller, das genügt vorerst, er ist beim ersten Buch der einzige Schriftsteller auf der Welt, alles liegt offen vor ihm.« In diesen Sätzen, geschrieben 25 Jahre nach seinem Erstling »Die gleitenden Plätze« (1959), schwingt noch der Enthusiasmus von einst, schwingen die Furcht und die Hoffnung des Debütanten, der selbst dann noch zweifelt, als er sein erstes Buch in der Hand hält.

Von ihren Anfängen erzählen auf den folgenden Seiten 92 Autoren. Sie berichten, was den Anstoß für ihre ersten Gedichte oder Erzählungen gab, welche Autoren sie lasen und wie sie versuchten, sich von ihnen schreibend abzusetzen. Und sie schildern die äußeren Umstände, unter denen ihr erstes Buch entstand. Zu diesem Zweck haben sie ihr Debüt wiedergelesen oder auch nur darin geblättert – und notiert, was ihnen dabei durch den Kopf ging. Die Wiederbegegnung mit dem ersten Buch war auch eine Wiederbegegnung mit sich selbst. Das eigene Ich einer anderen Zeit war vielen fremd geworden. »Ich bin vom Verfasser meines Erstlings durch mehr als eine Generation getrennt, seine Figuren könnten inzwischen fast meine Enkel sein«, schreibt Adolf Muschg, dessen erster Roman 1965 erschien. Und da sich die Haut alle neun Jahre vollständig erneuert, stecke er sogar physiologisch nicht mehr in derjenigen des Autors von »Im Sommer des Hasen«.

Ilse Aichingers Roman »Die größere Hoffnung« erschien 1948 – vor fast sechzig Jahren, eine für jüngere Generationen beinahe unvorstellbare Zeitspanne, reicht sie doch in eine ferne literarische Ära zurück: Als Aichinger ebenso wie Siegfried Lenz für seinen Roman

»Es waren Habichte in der Luft« im Rahmen der Verleihung des René-Schickele-Preises an Hans Werner Richter 1952 geehrt wurde, war einer der Juroren Thomas Mann. Eindrücklich ist auch Peter Rühmkorfs Bericht, wie sich Gottfried Benn wenige Monate vor seinem Tod über die Verse des unbekanntenen jungen Dichters beugte und so gefesselt war, daß er den wartenden Walter Höllerer gar nicht zur Kenntnis nahm. Ein Kuriosum der anderen Art ist schließlich der Eintrag in Johannes R. Bechers »Tagebuch 1950«, der vermerkt, daß ihm ein junger Mensch Gedichte geschickt habe. Er setzte sich für ihn ein, und noch im selben Jahr wurde Günter Kunerts Gedichtband »Wegschilder und Mauerinschriften« veröffentlicht. Becher geriet geradezu ins Schwärmen: »Aus unserer neuen Wirklichkeit ist ein Dichter erstanden, seine Gedichte segnen unser Tun und Trachten [. . .] der Dichter in mir neigt sich, vor einem neuen Wehen.«

Doch auch jüngere Autoren empfinden ihr Debüt als weit zurückliegend. Der Fall der Mauer und der Zusammenbruch des Sozialismus haben binnen kurzem Wahrnehmung und Zeitgefühl vieler Menschen gründlich verändert. »Schon ein Jahr nach seinem Erscheinen war das Buch um ein halbes Jahrhundert gealtert«, sagt Durs Grünbein über sein Debüt »Grauzone morgens« (1988). Und Brigitte Oleschinski, die 1990 den Lyrikband »Mental Heat Control« publizierte, hatte das Gefühl, daß damals »plötzlich alles Geschichte wurde, was in den Gedichten noch Gegenwart war«. Für Reinhard Jirgl, dessen »Mutter Vater Roman« 1990 endlich veröffentlicht wurde, bedeutete die Wende die Errettung vor staatlicher Willkür und »amtlich verhängtem Erstickungstod« im »Wahnsystem« DDR, denn neben diesem Roman lagen 1989 noch fünf weitere seiner Manuskripte »auf den Ämtern und Ministerien im behördlich angeordneten Stau«.

Auch die Rasananz, mit der die Technik in den letzten Jahren den Alltag verändert hat, dürfte zu der Distanz beitragen. Wer heute mit größter Selbstverständlichkeit seine Sätze dem Computer anvertraut, dem muß die Zeit, als noch das Klappern der Schreibmaschine sein Arbeitszimmer erfüllte, als ferne Vergangenheit erscheinen. Nicht überall ist es verstummt. Je länger ein Debüt zurückliegt,

desto wahrscheinlicher die Treue zur Schreibmaschine. Ihr Klappern könnte auch gut zu diesem Buch passen. So förderlich die Technik der Entstehung dieser Anthologie war, so wenig entspricht sie offenbar ihrem Charakter. Denn ihrem Wesen nach scheint sie unmodern, ja anachronistisch zu sein. Nicht das Neue und Neueste, das auszurufen der Literaturbetrieb in keiner Saison versäumt, steht hier im Mittelpunkt, sondern das bejahrte, halb schon vergessene Buch. Im Buchladen ist es nur manchmal noch erhältlich; mit etwas Glück findet man es im Antiquariat: für wenig Geld oder, war die Auflage niedrig, zum Liebhaberpreis. »Heiße Lyrik«, ein schmaler Band von 1956 mit den ersten Gedichten von Peter Rühmkorf und Werner Riegel, kostet heute das Vier- bis Sechshundertfache von damals. Oder man geht zur Bibliothek, wo das Buch abgegriffen und ein wenig angestaubt im Regal steht.

Wer sich von den fleckigen Einbänden und dem vergilbten Papier nicht irritieren läßt, hat Gelegenheit festzustellen, wie wenig neu das Neue doch oft ist und wie frisch dagegen manches, was schon einige Jahre alt ist. Freilich sind die meisten Titel, von denen hier die Rede ist, nicht das, was der Markt für spektakulär hält. Bestseller sind wenige darunter. Allerdings fällt auf, daß viele Debüts von renommierten Verlagen wie Aufbau, Rowohlt oder Suhrkamp veröffentlicht wurden. Auf die Publikation einer Erzählung von Gabriele Wohmann in den ›Akzenten‹ reagierten sogar mehrere Verlage mit einem Angebot: Ihre ersten drei Bücher kamen nacheinander bei Luchterhand, Piper und Walter heraus. Nicht ganz so viele Debüts, wie man hätte vermuten können, erschienen in kleinen Verlagen. Marcel Beyer und Eckhard Henscheid waren ihre eigenen Verleger. Und Raoul Schrott legte für sein erstes Buch sogar Hand an den elterlichen Kirschbaum: »Der Druck war selber finanziert, die Auflage klein und bibliophil: drei Hefte in Bleisatz aus handgeschöpftem Papier und Bütteln in einer Kassette aus Holz – vom Kirschbaum in unserem Garten –, deren Holz ich selber zurechthobelte.«

Je kleiner der Verlag, desto geringer die Resonanz. Als Brigitte Kronauer an einem Sommertag 1974 ihren druckfrischen Prosaband »Der unvermeidliche Gang der Dinge« gut sichtbar an die Wind-

schuttscheibe ihres VWs lehnte, hoffte sie, die Stadt würde vom puren Anblick wie vom Donner gerührt sein. Aber: »Stadt und Welt merkten zu dieser historischen Stunde und noch viele Jahre lang nicht das geringste.« Zwei Kritiken erschienen dann doch. Andere Debüts blieben völlig unbeachtet. Das spricht nicht gegen sie. Gewiß, manche Erstlinge lassen die spätere Handschrift ihres Autors kaum erahnen oder gar erkennen. Ins Auge springt eher eine gewisse Unsicherheit in der Handhabung der poetischen Mittel, wie sie zum Beispiel Katja Lange-Müller der ihr fremd gewordenen Autorin ihres Prosabandes »Wehleid – wie im Leben« (1986) attestiert: »Sie spielt mit, genauer auf der Sprache, wie eine nicht unbegabte Dilettantin auf einem Instrument, einem Klavier, erkundet den Klang der Tasten – und haut auch gerne mal daneben.« Doch solche Mängel mindern nicht den Reiz der 92 Erstveröffentlichungen.

Dieser Reiz wird noch erhöht durch die Lektüre dessen, was den Autoren Jahre später zu ihrem Erstling einfiel. Die Rückblicke gerieten je nach Temperament ganz verschieden. Sie reichen vom Prosa-gedicht und der kurzen Erinnerungsnotiz über die Selbstrezension, das Selbstgespräch und die Reflexion einzelner Gesichtspunkte bis hin zur epischen Erinnerung. Auch der ein oder andere Widerruf ist dabei. Wer sich in all das vertieft, merkt bald, daß diese Anthologie in Wirklichkeit gar nicht anachronistisch ist. Denn die Autoren reflektieren ihre Anfänge von heute aus und denken darüber nach, wie sich ihr Schreiben und ihre Vorstellung von Literatur seither geändert haben.

Würde man die Debüts zusammentragen, entstünde eine kleine Bibliothek, die einen Querschnitt böte durch die deutschsprachige Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Diese Anthologie ist ein Führer durch diese Bibliothek. Und mehr als das: Man könnte auch von einer Literaturgeschichte für die Zeit von 1945 bis 1995 sprechen. Das Kriegsende bildet gleichsam eine natürliche Grenze. Am Anfang steht Ilse Aichingers Roman von 1948, der auf die Zeit davor verweist: Sein Thema ist die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Dritten Reich. Das Ende bezeichnet Lutz Seilers Gedichtband »berührt/geführt« von 1995, dessen Poesie der Dinge Seilers

Herkunftswelt in der DDR heraufbeschwört. Spätere Debüts wurden nicht berücksichtigt. Um zu erfahren, wie das Verstreichen der Zeit den Blick auf die eigenen Anfänge verändert, müssen schon ein paar Jahre vergangen sein. Zudem erschien es ratsam, nur solche Autoren einzubeziehen, deren Handschrift an weiteren Büchern erkennbar wurde. Ausgeklammert wurden außerdem Autoren, die sich in erster Linie als Dramatiker verstehen. Die einzige Autorin in diesem Buch, die mit einem Theaterstück debütierte, ist Ursula Krechel. Ansonsten halten sich Lyrik und Prosa die Waage. Etwa ein Viertel aller Debüts sind Romane. Autoren, die sowohl Lyrik als auch Prosa schreiben, legten in der Regel zuerst einen Band mit Gedichten vor. Eine Rarität stellt das Debüt von Elfriede Jelinek dar. Ihr erster Gedichtband »Lisas Schatten« (1967) war zugleich ihr letzter.

Die Auswahl der Autoren sollte die Literatur dieser Zeit widerspiegeln. Dabei waren Lücken unvermeidlich. Eine Reihe von Autoren wollte oder konnte sich nicht äußern. Andere konnten nicht mehr gefragt werden. Von ihnen sprechen jene, die sich an sie als Lehrer oder Freunde erinnern. Robert Gernhardt und Oskar Pastior haben zu diesem Buch noch beigetragen, aber seine Vollendung nicht mehr erlebt. Wie schrieb Pastior in seinem Text? »Bloß daß ein Debüt, das wirklich eines wäre, dem Involvierten nie mehr oder immer nur bevorsteht (so wie die Geburt, so wie der Tod).« Der Satz liest sich heute anders als an dem Tag, an dem er ihn zu Papier brachte.

Pastiors Essay über seinen Gedichtband »namen aufgeben«, der 1968 erscheinen sollte, aber wegen seiner Flucht aus Rumänien nicht erschien, stand im Januar 2005 in der Literaturzeitschrift ›Lose Blätter‹, in der zwölf Autoren über ihr Debüt schrieben. Ihre Texte bilden den Grundstock für diese Anthologie. Daß das Neue oft so neu nicht ist, gilt auch für sie, denn bereits 1894 und 1974 gab es zwei Bücher zu diesem Thema. Doch anders als diese Anthologie beanspruchen sie nicht, die Literatur ihrer Zeit in ihrer Breite und Vielstimmigkeit darzustellen. »Die Geschichte des Erstlingswerks« von 1894 präsentiert 19 Autoren, von denen heute Marie von Ebner-Eschenbach, Theodor Fontane und Conrad Ferdinand Meyer die bekannte-

sten sind. Unter einem Erstlingswerk versteht der Herausgeber Karl Emil Franzos allerdings nicht das erste Buch eines Autors, sondern »sein erstes, größeres Werk«, das von der Öffentlichkeit als solches aufgefaßt wurde. Paul Heyse entgegnete, ein Erstlingswerk sei zu meist eine unreife, schon zu Lebzeiten des Dichters zu Recht vergessene Leistung. Nicht alle hielten sich denn auch an die Vorgabe. Theodor Fontane berichtet von einem mit »recht gut« bewerteten Schulaufsatz des Unter-Tertianers über das Schlachtfeld von Großbeeren, den er im Rückblick als »meine erste Wanderung durch die Mark Brandenburg« bezeichnet.

Gerhard Schneider, der Herausgeber der 1974 im Aufbau-Verlag publizierten Anthologie »Eröffnungen«, läßt die Autoren entscheiden, welches ihr erstes Werk sei – »das zuerst geschriebene, das zuerst gedruckte oder das, mit dem sich der Autor noch aus der Rückschau identifiziert«. Diesmal entzündete sich der Widerspruch an dem Begriff Werk. »Es gibt auf Erden ziemlich wenige wirkliche Werke«, erklärte Anna Seghers. Ihre Absage steht neben den Antworten von 23 damals in der DDR lebenden Autoren, darunter Wieland Herzfelde, Stefan Heym und Ludwig Renn. Aufsehen erregten die Abrechnungen von Günter de Bruyn und Christa Wolf mit ihren ersten Büchern. »Der Holzweg« überschrieb de Bruyn unmißverständlich den Text über seinen elf Jahre zuvor erschienenen Roman »Der Hohlweg«. Und Christa Wolfs Titel »Über Sinn und Unsinn von Naivität« zeigt mehr als nur Distanz zu ihrer »Moskauer Novelle« (1961). Daran, so teilt sie drei Jahrzehnte später mit, habe sich nichts geändert. Nähme sie sich ihr erstes Buch heute noch einmal vor, »würde nichts grundsätzlich anderes dabei herauskommen«. Auch de Bruyn mochte sich nicht mehr damit befassen. Der einzige, der für die Anthologie von 1974 und auch für dieses Buch einen Text geschrieben hat, ist Günter Kunert.

Wer sein erstes Buch als erledigtes Kapitel betrachtet, läßt sich schwerlich dazu bewegen, es noch einmal zur Hand zu nehmen. Einige haben es dennoch getan. Und so findet sich auf den folgenden Seiten mancher Verriß. Am weitesten geht Adolf Endler, der verspricht, sofort seine Geldbörse zu zücken, wenn jemand ihm ein si-

gniertes Exemplar von »Weg in die Wische« (1960) zurückbringt. Ein Debüt, so zeigt seine Zerknirschung ebenso wie Durs Grünbeins Pein angesichts der »zerrauten Typographie« seines Erstlings, muß kein Buch sein, mit dem sich sein Autor »noch aus der Rückschau identifiziert«. Dieses mögliche Kriterium hatte schon 1974 kaum jemand gelten lassen. Diesmal lautete die Regel: Was ein Autor als sein Debüt ansieht, entscheidet er selbst. In einigen Fällen war der Abstand zwischen dem ersten und dem zweiten oder sogar zwischen dem ersten halben und dem ersten ganzen Buch so gering, daß der Autor in einer Art Spagat versuchte, beide zu erreichen. Bei Franzobel war die Sache etwas komplizierter. Doch hat er aus der Not eine Tugend gemacht: Mit Blick auf die zwölf Titel seines weitverzweigten Frühwerks spricht er konsequent von seinen »gesammelten Debüts«.

Etwas beklommen war wohl den meisten zumute, als sie ihr erstes Buch erneut aufschlugen. »Wenn ich es wiederlese, vielleicht blockiert es mich«, notierte Friederike Mayröcker, bevor sie zu ihrem Band »Larifari« (1956) griff. Und Jürgen Becker befürchtete, bei der Lektüre seines experimentellen Prosatextes »Felder« (1964) »den Boden unter den Füßen zu verlieren, noch einmal in den Strudel sprachlicher Bewegungen zu geraten, die alles auflösen, was an Gewißheit und Gewohnheit in der Sprache untergebracht erscheint«. Bei vielen Autoren wich die Skepsis jedoch bald der Erleichterung: Man erkannte sich wieder. »Die Worte wurden und werden noch immer von meiner Spucke zusammengehalten«, sagt Gerhard Falkner über seinen Gedichtband »so beginnen am körper die tage« (1981). Was anfangs noch fremd erscheint, wird allmählich wieder vertraut. Man entdeckt, wie etwas seinen Anfang nahm, was sich in den folgenden Büchern und womöglich bis heute fortsetzt – Motive und Metaphern, in denen Späteres bereits angelegt scheint. »Alles ist darin schon angeschlagen, nur daß Schlegel und Glocke noch nicht zueinander passen, selten zu dem Klang finden, der mich später zu interessieren begann«, erkennt Uwe Kolbe, konfrontiert mit seinem Gedichtband »Hineingeboren« (1980). Manches erscheint jetzt sogar deutlicher als damals. Kurt Drawert sieht in seinem Debüt einen

Sprachskeptizismus am Werk, eine »Kritik an den Zuständen des Sprechens und damit der Gesellschaft«, die er 1987, als sein Lyrikband »Zweite Inventur« erschien, »so genau vielleicht gar nicht« sehen konnte. Und Johannes Jansen, der erstaunt die »wirre Klarheit des Vergangenen« ins Auge faßt und die Bildwelt seiner 1988 publizierten ersten Verse zu deuten sucht, bekennt: »In vielem waren die Texte mir voraus.«

Renatus Deckert

**Schriftsteller
über ihr
literarisches Debüt**

Ilse Aichinger

»Daran glauben müssen« (Günter Eich)

»Die größere Hoffnung«, mein erstes Buch, entstand aus einem Debakel. Es stellte sich schon nach dem ersten medizinischen Rigorosum heraus, daß meine manuellen Fähigkeiten für die medizinische Praxis nicht reichten, und ich brach das Studium ab. Es ging mir wie dem Pfarrer von St. Gilgen, einem der wenigen guten Pfarrer, die mir über den Weg liefen; auf die Frage, weshalb er Pfarrer geworden sei, gab er zur Antwort: »Weil ich zu sonst nichts anderem fähig bin.« Aus demselben Grund begann ich zu schreiben. Auf losen Blättern und ohne finanzielle oder sonstige Perspektive. E.M. Cioran spricht von der »Unannehmlichkeit, geboren zu sein«, dem folgen »Syllogismen der Bitterkeit«, und zuletzt heißt es: »Gevierteilt«. Ob und wie oft er seine eigenen Aufzeichnungen wiederlas, könnte man erfahren oder auch nicht. Ich jedenfalls lese lieber keine eigene Zeile wieder, wenn mich nichts dazu zwingt.

Sie fragen nach dem Debüt: In den ersten fünf Jahren nach dem Erscheinen der »Größeren Hoffnung« wurden – soweit ich mich erinnere – drei oder in den ersten drei Jahren fünf Exemplare verkauft. Meine Mutter arbeitete als Ärztin in einer Anstalt für Unheilbare, Alte, Abgeschobene. Dort schrieb ich im Dienstzimmer. Zuvor, da die Gemeinde Wien weder Wohnung, Praxis noch Stellung (meine Mutter war vorher Schulärztin) zurückgab, in der Küche einer arm-seligen Wohnung in einem äußeren Bezirk, die Eltern einer Bekannten hatten uns aufgenommen. In ihrer Küche begann ich zu schreiben. Der damalige S. Fischer Verlag – das absolute Gegenteil des heutigen – drängte. Sie gaben mir nicht länger als fünf Monate Zeit, und das monatliche Salär reichte nicht.

Mein persönlicher Blick gilt längst nicht mehr dem, was ich geschrieben habe (es schien mir nie besonders wichtig, und bis heute behalte ich, wenn ich den literarischen Zirkus betrachte, recht damit), wichtig scheinen mir die Umstände.

Heute erscheinen meine Bücher in der Edition Korrespondenzen in Wien und im S. Fischer Verlag in Frankfurt, ich hatte Glück, wie es heißt, aber nichts brachte mir das Glücksgefühl der bedrohtesten Zeit zurück, in der alles noch offen war und die Wiener Gestapo noch funktionierte, besser als alle anderen. Heute habe ich das Glück, Freunde zu haben, in, aber nicht aus Wien. Die Ausgabe der Bücher in beiden Verlagen ist geglückt, in der Edition Korrespondenzen besorgte sie Franz Hammerbacher, im S. Fischer Verlag Richard Reichensperger, der im April 2004 tödlich verunglückt ist. Er hat mich das halbe Jahrhundert vergessen lassen, das zwischen uns lag und auf das ich immer wieder hingewiesen werde.

Ich könnte noch schreiben, weil ich eben nichts anderes kann, aber es genügt mir, so lange als möglich nicht zu schreiben – der schwierigere und eigentliche Teil der Arbeit. Denn es ist sicher nicht das Vergehen von Zeit, sondern das der eigenen Person, auf das es ankommt. »Was ich weiß, geht mich nichts an.« (Günter Eich) Und was ich geschrieben habe, geht mich nach einem halben oder Vierteljahrhundert noch weniger an. Was bleibt, sind diejenigen, die daran glauben mußten, und die vielen jungen, die noch heute »daran glauben«.

Ilse Aichingers Roman »Die größere Hoffnung« erschien 1948 im Bermann-Fischer Verlag in Amsterdam und Wien.

Günter Kunert

Wegschilder und Mauerinschriften

Anfangen zu schreiben, falls man das so nennen will, habe ich während des Krieges. Ich war vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt, als mein Vater mir eine uralte Schreibmaschine schenkte. Zuerst tippte ich, als begeisterter Kriminalromanleser – Star war Edgar Wallace, von dem ich sämtliche »Werke« besaß –, Ausweise für Detektive mit von mir erfundenen Namen; ich kam mir bedeutend vor, wenn ich anderen Kindern meine Detektiv-Legitimation zeigen konnte. Und dann, ebenfalls noch im Kriege, sah ich im Kino den Film »Münchhausen«, der mich verzauberte; das Buch hatte ich längst gelesen, doch war ich von dem Streifen mit Hans Albers so enthusiastisiert, daß ich mich an die Maschine setzte und die ganze Geschichte noch einmal aufschrieb, versehen mit Standfotos, die ich von einem Kinobesitzer erbettelt hatte. Und um das Maß vollzumachen, fügte ich auf der Heftmaschine meines Vaters die Seiten zusammen und band das Heftchen anschließend in Kaliko, eine Art Leinen für Bucheinbände. Zu den wenigen aus den Trümmern unseres Hauses geretteten Dingen gehörte meine (epigonale) Münchhausen-Version.

Ohnehin stellen sich am Beginn des Schreibens zuerst die Lese Früchte ein, man steht, etwas wacklig, auf den Schultern anderer Autoren. Nach Kriegsende, meine »Remmington« war verbrannt, lieb ich mir eine andere Schreibmaschine, um einen Brief zu schreiben, aus dem nichts wurde. Die Buchstaben, die Worte verführten mich; fast in Trance, zumindest in einem herausgehobenen Zustand, schrieb ich Zeile für Zeile untereinander, in der Illusion, es handele sich um ein Gedicht. Aber dieser erste Moment auf dem Rücken des Pegasus, freischwebend, fern dem ärmlichen Umfeld, ist unvergeßlich, und ich wollte diesen strahlenden Augenblick immer aufs neue wiederholen. So sammelten sich Seiten an, Blätter mit verschwunde-

nen Texten, wenig ist erhalten geblieben. Als Abonnent der satirischen Zeitschrift ›Ulenspiegel‹ fand ich den Mut (oder die Chuzpe), meine Machwerke an besagtes Blatt zu schicken, ohne Erfolg, versteht sich. Ich ging dann unter das Niveau des ›Ulenspiegel‹ und versandte einen gedichtähnlichen Text an eine Tageszeitung: ›Nacht-expreß‹ hieß das Boulevardblatt und mein Geschreibsel »Ein Zug fährt vorüber«. Keine Ahnung, was ich da thematisch verfertigt hatte, jedenfalls wurde es gedruckt, und ich lief stolzgeschwellt umher und meinte, jedermann müsse mir ansehen, daß ich ein Dichter sei. Ermutigt durch diese Premiere, gab ich meiner Maschine, sprich Pegasus, die Sporen, bis sich auch der ›Ulenspiegel‹ geneigt zeigte, einiges von meinen Ergüssen zu drucken. Als ich meinte, ein vollständiges Manuskript aufgehäuft zu haben, wandte ich mich an den Heilgeist Verlag eines in Berlin hängengebliebenen Ungarn: Ladislaus Szomogy. Ich bekam sogar einen Vertrag, zeigenswert, doch, als meine es das Schicksal übel mit mir, wurde die Währungsreform verkündet, und mein guter Ladislaus schlitterte in die Pleite.

Als dann in der frühen DDR der Ruf nach jungen Talenten ertönte, wandte ich mich an Ostberliner Zeitschriften, einiges wurde auch gedruckt, bis ich durch Zufall auf Johannes R. Becher aufmerksam gemacht wurde; dem drückte ich das Konvolut in die Hand. Der erste Gedichtband »Wegschilder und Mauerinschriften« erschien relativ schnell, und damit waren die Weichen gestellt. Ich, als ungelerner Mitmensch, hatte keine Berufsausbildung erfahren oder erlitten und stellte meine Sach' aufs Schreiben, also aufs Nichts. Das ist lange her, und gelernt habe ich in der Zwischenzeit nur ein bißchen Zeichnen an einer Kunsthochschule und Autofahren – weiter reichen meine praktischen Fähigkeiten leider nicht. Ich muß mich damit zufriedengeben.

Drei Dinge fallen mir an diesem meinem ersten Gedichtband auf, eigentlich unvereinbare Dinge, die vielleicht aus der Heterogenität meines damaligen Denkens und Fühlens resultieren. Einerseits war ich ein emphatischer Utopist, der auf eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung seine Hoffnungen setzte. Mir schien, in der